



FLORIDA ZIMMERMANN

Andrea Specht

Durch- *brecherin*

Mein langer Weg nach Hause -
mitten durch Terror,
Selbstablehnung und Zerbruch

e SCM
Hänssler



FLORIDA ZIMMERMANN
Andrea Specht

Durch- *brecherin*

Mein langer Weg nach Hause -
mitten durch Terror,
Selbstablehnung und Zerbruch

e SCM
Hänsler

Stimmen zu diesem Buch

»Was Florida Zimmermann durch den Terror des Krieges im Libanon schon als kleines Mädchen erleben muss, sprengt unseren Verstand! Eine krasse Lebensgeschichte. Herausfordernd, bewundernswert und tief berührend!«

DAMARIS KOFMEHL, AUTORIN

FLORIDA ZIMMERMANN

Andrea Specht

Durch- *brecherin*

Mein langer Weg nach Hause -
mitten durch Terror,
Selbstablehnung und Zerbruch

SCM
—
Hänsler

SCM

Stiftung Christliche Medien

SCM Hänsler ist ein Imprint der SCM Verlagsgruppe, die zur Stiftung Christliche Medien gehört, einer gemeinnützigen Stiftung, die sich für die Förderung und Verbreitung christlicher Bücher, Zeitschriften, Filme und Musik einsetzt.

Dieses Buch erzählt meine Geschichte. Was ich schreibe, ist meine persönliche Perspektive und Erinnerung und muss nicht unbedingt die Ansichten oder die Empfindungen von Dritten widerspiegeln. Einige Namen, Orte und Details wurden aus Gründen der Sicherheit und des Persönlichkeitsschutzes geändert

ISBN 978-3-7751-7544-9 (E-Book)
ISBN 978-3-7751-5924-1 (lieferbare Buchausgabe)

Datenkonvertierung E-Book: CPI books GmbH, Leck

© 2022 SCM Verlagsgruppe GmbH
Max-Eyth-Straße 41 · 71088 Holzgerlingen
Internet: www.scm-haensler.de; E-Mail: info@scm-haensler.de

S. 129: Du bist da, Text: Andreas Malessa & Florian Sitzmann, Melodie: Florian Sitzmann,
© Andreas Malessa / Profil Vertrieb, Gütersloh.

Die Bibelverse sind, wenn nicht anders angegeben, folgender Ausgabe entnommen:
Lutherbibel, revidiert 2017, © 2016 Deutsche Bibelgesellschaft, Stuttgart

Bildteil: © privat

Lektorat: Christina Bachmann

Umschlaggestaltung: Sybille Koschera, Stuttgart

Titelbild: Fotografie: Ruben Ung, www.rubenung.ch

Autorenfoto: © Ruben Ung

Co-Autorenfoto: © Jens Ahner

Satz: typescript GmbH, Walddorfhäslach

Aus Dankbarkeit widme ich dieses Buch meiner Pflegefamilie Esther und Kurt, Dorothea, Anne-Ruth und Matthias. Ihr habt mich in eure Familie aufgenommen und mir die Chance auf ein neues und gutes Leben gegeben! Was ihr für mich getan habt, kann man nicht mit Gold aufwiegen. Danke für eure Liebe! Denn ihr seid auch heute immer für mich da!

Und meinem Mann Christian.

Dich habe ich mir an meine Seite gewünscht, aber nicht gehahnt, dass es jemanden wie dich wirklich gibt. Du bist das unerwartete Geschenk in
meinem Leben!

[[Zum Inhaltsverzeichnis](#)]

Über die Autorinnen



Florida Zimmermann (Jg. 1975) ist gebürtige Libanesin. Als Asylsuchende in Deutschland fand sie über Umwege eine neue Heimat in der Schweiz. Viele Jahre leitete sie Hip-Hop- und Streetdance-Crews. 2006 gründete sie mit ihrem Ehemann das »Offnigs Huus«, eine Lebensgemeinschaft, in der junge Menschen in schwierigen Lebenssituationen ein Zuhause in verbindlicher Gemeinschaft finden.

www.offnigshuus.ch



Andrea Specht (Jg. 1979) arbeitet als Autorin und Lektorin. Neben Büchern, Sprachen, Natur und Reisen gehört ihre Leidenschaft Nepal. Sie hat, um nepalesischen Kindern Perspektive zu schenken, einen Verein gegründet.

www.textgehalt.de

Inhalt

[Über die Autorinnen](#)

[Prolog](#)

[Ein zerrissenes Land](#)

[Fremdes Berlin](#)

[Gefühl von Geborgenheit](#)

[Libanon in Flammen](#)

[Mein Name ist Islam](#)

[Sinnlosigkeit und Sehnsucht](#)

[Zurück nach Europa](#)

[Identitätskrise im Paradies](#)

[Bei meinem Namen gerufen](#)

[Auf Grund aufgeschlagen](#)

[Abwärtsspirale](#)

[Tanz zurück ins Leben](#)

[Eingeholt von der Vergangenheit](#)

[Totale Kapitulation](#)

[Durchbruch](#)

[Lebanon revisited](#)

[Vision vom offenen Haus](#)

[»Yes, Lord – and do it quickly!«](#)

[Wunder über Wunder](#)

Das Himmelskind

Epilog

Warum dieses Buch?

Danke!

[[Zum Inhaltsverzeichnis](#)]

Prolog

Es ist ein strahlend schöner Novembermorgen, als ich den Libanon verlasse. Und strahlend verabschiede ich mich am Flughafen von Beirut von meiner Mutter, ohne zu wissen, wann wir uns wiedersehen.

Mit meinen gerade mal zehn Jahren breche ich allein auf in ein Land, in dem Milch und Honig fließen. In dem mich eine Familie abholen wird, die ich schon kenne, die ich liebe und bei der ich es gut haben werde. Alles in mir kribbelt vor Glück und Neugier und in meiner kindlichen Unbeschwertheit freue ich mich auf dieses große Abenteuer.

Mein neues Lebensziel ist die Schweiz, dieses herrliche Land, das ich schon von ein paar Ferienaufenthalten kenne. Das Leben wird ein einziger, wunderbarer Urlaub sein, es wird keine Sorgen mehr geben, ich werde zur Schule gehen, immer Kinder um mich herum haben – jetzt wird alles gut werden! Mein Paradies steht mir schillernd vor Augen.

Noch vor wenigen Monaten habe ich ein ganz anderes Ziel verfolgt. Als nach außen unverdächtiges Kind wollte ich mich für ein Sprengstoffattentat auf israelische Checkpoints vorbereiten. Radikalisiert und fanatisch wie ich war, schien mir nichts sinnvoller, als die verhassten Feinde durch mein Sterben mit in den Tod zu reißen.

Ein langer, beschwerlicher Weg liegt hinter mir, der durch die Wirren des Krieges im Libanon gezeichnet ist.

Ein zerrissenes Land

Ich zuckte zusammen. Ein ohrenbetäubender Knall irgendwo in der Nähe ließ meinen ganzen Körper erbeben. Mit weit aufgerissenen Augen drehte ich mich entsetzt zu meiner Mutter um – was war das? Auch ihr stand die blanke Panik ins Gesicht geschrieben. Mein Herz begann wild zu hämmern. Das hier war anders als die sonst entfernten Schüsse und Erschütterungen, die wir schon kannten! Hektisch griff Mama mein Handgelenk und wir rannten nach draußen. Da, wieder! Eine Rakete pfiff durch die Luft, kurz darauf die Detonation, wir spürten, wie der Boden unter unseren Füßen bebte. Ich zitterte am ganzen Körper und klammerte mich panisch an meine Mutter.

In der Stille, die für einen kurzen Augenblick folgte, rannten wir in Todesangst über den staubigen Hof und flüchteten uns in den »Bunker« – ein eher provisorisches Loch im Lehmboden, ein wenig unter den Bäumen verborgen, das mit einer kuppelförmigen Übermauerung mit Luflöchern verschlossen war. Völlig außer Atem krochen wir durch die niedrige Tür ins Dunkel des Schutzraums. Meine Augen hatten sich noch nicht an das schummrig Dämmerlicht gewöhnt, da ließ meine Mutter mich los, schrie etwas von Gasflasche und Herd, drehte sich um und rannte wieder weg.

»Mama!«, brüllte ich aus Leibeskräften. »Mama, bleib hier!« Eine lähmende Angst überfiel mich. Unkontrolliert begann ich zu schluchzen. Eine Nachbarin zog mich zu sich heran und redete beruhigend auf mich ein. Doch ich war außer mir. Was, wenn Mama nun nicht wiederkommen würde? Da hörte ich das Rattern der Sturmgewehre und wieder dieses bedrohliche Pfeifen einer abgefeuerten Rakete über unseren Köpfen. Mir

blieb fast das Herz stehen. Verzweifelt vergrub ich mein Gesicht in den Armen der Nachbarin. In diesem Moment schien ich alles zu verlieren. Ich fühlte mich unendlich allein – allein mit dieser überwältigenden Angst. Wir hörten die laute Detonation, spürten die Erschütterung – Gott sei Dank war sie nicht allzu nah. Kurz darauf sah ich die vertrauten Umrisse meiner Mutter im offenen Eingang auftauchen.

Schluchzend riss ich mich von der Frau los, die mich hielt, rannte zu meiner Mutter und warf mich blind vor Tränen der Erleichterung in ihre Arme. Doch schon hörten wir die nächste Rakete und diese unbekannte, überwältigende Angst stieg sofort wieder in mir hoch. Eng umschlungen kauerten wir auf dem kahlen Erdboden, das Blut gefror uns in den Adern, während die Geschosse über unsere Köpfe hinwegjagten. Die Sekunde nach der Detonation ließ uns jedes Mal kurz aufatmen, wenn uns bewusst wurde, dass es uns diesmal nicht getroffen hatte. Doch schon bald ging es weiter.

Nach einer Zeit, die irgend etwas zwischen wenigen Minuten und vielen Stunden gedauert hatte, kehrte plötzlich Stille ein. Eine schreckliche, nichts Gutes verheißende Stille. Niemand wusste, was wir außerhalb des Bunkers vorfinden würden. Manche lugten vorsichtig durch die kleinen Luftlöcher in der Kuppel. Aufgewirbelter Staub quoll hinter den Hofmauern empor, aber die Luft schien rein.

Die ersten Nachbarn krochen aus dem Schutz ins Freie. Doch meine Beine wollten mir einfach nicht gehorchen. Wie gelähmt schleppte ich mich an der Hand meiner Mutter zurück in unsere Wohnung. Als wir die Tür vorsichtig öffneten, wussten wir nicht, was uns drinnen erwarten würde. Doch alles war noch so, wie wir es vor dem Angriff verlassen hatten – mir kam alles so unwirklich vor, wie in einem Traum. Der Kessel mit dem Essen stand noch auf dem Boden, dort lag auch noch das Brot, mit dem wir aus dem Topf aßen. So, als wäre nichts geschehen. Alles war noch da und nichts war zerstört worden.

Doch ich spürte keine Erleichterung. Angst, bloße, nackte Angst hatte sich in den letzten Stunden auf meine kindliche Seele gelegt und hielt sie von nun an fest im Griff. Zwar war mein Leben auch bisher bei Weitem nicht behütet gewesen, doch nun spürte ich, dass es um Leben und Tod ging und selbst die Erwachsenen – meine starke Mutter – plötzlich von blinder Panik erfasst wurden. Auf einmal wusste ich, was es bedeutet, um mein Leben zu fürchten.

Der Libanon versank zunehmend im Chaos. Die anhaltenden Spannungen zwischen maronitischen Christen (die maronisch-katholische Kirche gilt als eine der ältesten Religionsgemeinschaften im Libanon und stellt dort die größte christliche Gruppe) und arabischen Nationalisten im Land waren seit meinem Geburtsjahr 1975 zunehmend in offene Gefechte und Gewalttaten übergegangen. Anschläge und Vergeltungsmaßnahmen schaukelten sich zu einem ausgewachsenen Bürgerkrieg hoch. Nicht zuletzt hatte sich der Krieg verschärft, seit die aus Jordanien vertriebene PLO, die Palästinensische Befreiungsorganisation, einen bewaffneten Staat innerhalb des Staates Libanon errichtet hatte und die arabischen Nationalisten tatkräftig im Kampf gegen die Christen unterstützte.

Dass es aber hier, außerhalb von Beirut, zu einem so schweren Angriff kam, war neu. Zwar waren die Menschen durch die vergangenen Jahre der kriegerischen Auseinandersetzung darauf vorbereitet und hatten in den Höfen oder in öffentlichen Gebäuden so etwas wie Schutzräume eingerichtet. Aber dass es nun wirklich dazu kam, dass Raketen über unserer Siedlung abgefeuert wurden, war beängstigend. Mit meinen gerade mal drei Jahren konnte ich nicht begreifen, was um mich her passierte. Doch die Furcht vor der Unberechenbarkeit dieses Krieges, die immer mehr ständiger Begleiter meiner Landsleute geworden war, setzte sich nun auch in mir fest. Bald wusste ich nicht mehr, was es hieß, ohne diese Angst zu leben.

Und trotzdem gab es neben diesem Dauerzustand der Angst auch »Normalität« und Alltag. Wir waren nicht ständig unter Beschuss. Oft fanden die Gefechte in entfernteren Gebieten des Libanon statt oder konzentrierten sich auf die Hauptstadt Beirut, wo sich die verschiedenen Milizen verschanzten und Gebiete besetzt hielten.

Meine Mutter und ich lebten damals in einem Beiruter Vorort in einer Zweizimmerwohnung, die zu einem größeren, U-förmigen Gebäudekomplex gehörte. Der Platz zwischen den sieben Wohneinheiten war teilweise mit Platten ausgelegt, ansonsten wirbelte der Wind den Staub des blanken Erdbodens über den Hof. Wir kannten die Nachbarn der anderen sechs Häuser und verbrachten in den heißen Sommern viel Zeit gemeinsam vor den Wohnungen oder auf den Flachdächern unserer einstöckigen Häuser. Es war sehr bescheiden, aber wir hatten, was wir zum Leben brauchten. Oft kletterte ich auf das Hausdach, von wo man einen wunderbaren Blick auf die weite, karge Landschaft voller Gebüsch, Bäume und roter Erde hatte. Unsere Wohnung war spärlich und pragmatisch eingerichtet – ein Bett, das auch als Sofa diente, ein Tisch davor, noch ein Tisch mit einem Fernseher darauf, in einem kleinen Anbau die Toilette und die dunkle Ecke mit Herd, die unsere einfache Küche war.

Einmal gab es ein rauschendes Fest auf unserem Platz – eine großartige Hochzeit, fast ein Straßenfest. Der Hof war gefüllt mit unglaublich vielen Menschen und die Musiker – eine kleine Trommel, *Darbuka*, unter den Arm geklemmt und auf der arabischen *Nay* flötend– spielten laute, muntere Volksmusik. Die Hochzeitsgesellschaft umringte das frischgebackene Brautpaar und tanzte den *Dabke*, den in allen arabischen Ländern bekannten Rundtanz, bei dem man sich an den Schultern fasst und sich miteinander in einer eingängigen Schrittfolge bewegt. Einige Gäste nahmen die junge Braut auf die Schultern und wirbelten ausgelassen mit ihr über den Platz, dann war auch der Bräutigam dran. Alles war von Lachen und Freude, der Flötenmusik und dem trommelnden Rhythmus erfüllt. Es gab Unmengen

Gebäck und Süßigkeiten und ich feierte und hüpfte übermütig mit. Ich fühlte mich ganz leicht, zugehörig, kannte die Musik und den Tanz und war bis oben hin gefüllt mit Freude.

Plötzlich knallten laute Schüsse. Ich erschrak bis ins Mark, schrie und brach verzweifelt in Tränen aus. Die Angst hatte mich sofort wieder komplett im Griff. Im Gewühl der Menschen konnte ich meine Mutter nirgendwo sehen. Verzweifelt schrie und schluchzte ich. Selbst als mich jemand auf den Arm nahm und beruhigen wollte, konnte ich mich nicht einkriegen.

»Florida, das waren Freudenschüsse, wie immer bei Hochzeiten!«, versuchte mir jemand die Situation zu erklären und zeigte auf die Schützen, die auf dem Dach standen und die Gewehre in die Luft hielten. Doch ich war nicht zu beruhigen. Die Angst saß so tief. Schließlich brachte mich jemand in unsere Wohnung und ins Bett.



An diesem Kindheitsort erlebte ich auch meinen ersten »Schultag«. Wohl eher vergleichbar mit der Vorschule oder dem Kindergarten in westlichen Ländern, schließlich war ich erst drei Jahre alt, aber im Libanon war es die Schule. Sorgfältig und mit großer Freude hatte mich meine Mutter herausgeputzt und hübsch frisiert, mit zwei Zöpfen, in die sie blaue Bänder hineingeflochten hatte. Als ich mich in meiner adretten Schuluniform im Spiegel anblickte – die weiße Bluse mit Kragen, darüber eine dunkelblaue Weste und einen kurzen, dunkelblauen Faltenrock –, fühlte ich mich wie ein richtig großes Mädchen! Auch für meine Mutter war es ein besonderer Tag voller Stolz: Wie viel es ihr doch bedeutete, dass ihre Tochter eine Schulbildung bekam! Ihr Mädchen sollte ein anderes Leben haben als sie. Sie sollte aussichtsreiche Berufsmöglichkeiten erhalten, sollte selbstbestimmt und frei für sich sorgen und entscheiden können.

Ihr eigenes Leben erzählte nämlich eine ganz andere Geschichte: Meine Mutter, Samiha, stammte aus dem konservativen Süden des Libanon und durfte als Mädchen nicht zur Schule gehen. Stattdessen musste sie schon als Kind auf den Tabakfeldern der Familie tagaus, tagein hart arbeiten und schwere Bündel abgeernteten Tabaks auf dem Kopf schleppen. Mit zwölf Jahren sollte Samiha verheiratet werden – etwas, das damals in konservativ ländlichen Verhältnissen nicht unüblich war. Sie, die schon immer ein Freigeist war, wagte es, sich zu widersetzen und wehrte sich offen gegen diese Ehe, doch es half nichts. Schließlich fand die Hochzeit gegen ihren Willen statt und die Zwölfjährige wurde in das Haus ihres Mannes gebracht, wo sie nun mit ihm und ihrer verwitweten Schwiegermutter zusammenlebte.

Doch lange hielt es Mama dort nicht aus. Eines Tages packte sie ihre wenige Habe in ein Bündel, sagte, sie gehe zum Fluss, Kleider waschen – und war auf und davon. Das Ziel ihres langen Fußmarsches war das hundert Kilometer entfernte Beirut. Dort erhoffte sie sich ein freieres, selbstbestimmtes Leben. Irgendwie schlug sie sich durch, fand in der Großstadt einen Unterschlupf, lernte Menschen kennen, die ihr halfen, und verdiente sich in einem Krankenhaus als Küchenhilfe ihren Lebensunterhalt. Nicht viel später begegnete sie dort einem Mann, den Mama dann – immer noch blutjung – aus freien Stücken und Liebe heiratete.

Doch wie sich bald herausstellen sollte, war auch diese Verbindung mehr als schwierig: Der Mann war ein gewalttätiger Mensch, der sie schlug und der trank, spielte und mit Drogen zu tun hatte. Zwei Mädchen wurden in dieser Zeit geboren – eine Tochter starb mit zwei Jahren. Als ihr Mann im Gefängnis saß, ließ sich Mama von ihm scheiden. Sie war eine Kämpferin und bereit, sich auch ohne Beschützer und Versorger in einer patriarchalischen Kultur durchzuschlagen. Die zweite Tochter brachte sie schließlich in ein Klosterinternat, in der Hoffnung, dass sie es dort besser

haben und eine gute Bildung erhalten würde. Von da an blieb meine Mutter auf der Suche nach der wahren Liebe, geriet aber immer wieder in Beziehungen, die bald scheitern sollten. Einer dieser Männer war der, den ich fälschlicherweise für meinen Vater hielt.

In ihrem Herzen war und ist Mama eine äußerst unabhängige Frau. Doch ihr ganzes Leben litt sie darunter, Analphabetin zu sein und keine Bildung genossen zu haben. Ihren Kindern wollte sie dieses Schicksal ersparen – koste es, was es wolle!

So blickte sie nun, Jahre später, voller Stolz auf ihr herausgeputztes Mädchen, das ab heute zur Schule gehen und viel lernen sollte. An diesem ersten Schultag begleitete sie mich. Fröhlich und aufrecht ging ich an ihrer Hand und spürte mit jeder Faser, wie wichtig dieser Tag war. Als wir von der Straße abbogen auf einen kleinen, sandigen Hof, war ich ganz aufgeregt. Das also war die Schule! Auf der linken Seite des Pausenhofs führten zwei Stufen in einen engen Raum hinunter: unser Klassenzimmer.

Kahle Wände, zwei unverglaste, mit schnörkeligem Schmiedeeisen vergitterte Fenster, durch die spärliches Licht in den Raum fiel, und viele Pulte. Ich war begeistert. Ein junger Lehrer, der mir auf Anhieb sehr gut gefiel, begrüßte uns und wir setzten uns an die groben Holztische. Zwanzig aufgeregte Neulinge in Uniform blickten erwartungsfroh nach vorn zu Tafel und Lehrerpult. In mir sprudelte es vor Glück: Ich durfte die Schule besuchen!

Doch im Lauf der kommenden Monate tobte der Bürgerkrieg weiter, griff um sich und zog immer mehr Menschen in seinen Strudel von Hass und Feindseligkeit. Wegen der Gefahr durch Raketenangriffe blieb unsere Schule immer häufiger geschlossen.



Eines Tages sagte meine Mutter zu mir: »Florida, wir verlassen den Libanon. Dein Vater ist schon vorausgegangen und holt uns jetzt nach Deutschland nach. Er erwartet uns dort.« Mein Herz machte einen Sprung – mein Vater! Er wartete dort auf uns! Wie selten hatte ich meinen Vater in den letzten Jahren gesehen. Jeder seiner spärlichen Besuche hatte mich so gefreut, denn dann schien unsere Familie für einen Moment komplett. Doch die meiste Zeit war er nur in Form von Sehnsucht Teil meines Lebens. Verlässlich vor Ort war er nie und ich konnte mich, wenn er nicht da war, kaum erinnern, wie er eigentlich aussah.

Lange wusste ich nicht einmal, was er machte und wo er lebte und warum er so selten zu uns kam. Bis ich eines Tages mitbekam, wie sich meine Mutter mit einer mir völlig fremden Frau wild auf dem Hof stritt, sie sich sogar schlugen und an den Haaren zogen. Dabei erfuhr ich, dass diese Frau, auf die meine Mutter so wütend war, die erste Ehefrau meines Vaters war. Meine Mutter war die zweite. Nach islamischem Gesetz darf ein Mann im Libanon mit bis zu vier Frauen gleichzeitig verheiratet sein – sofern er vermögend genug ist, sie alle zu versorgen. Daher lebten wir also nicht beieinander! Mein Vater hatte sich offenbar aufgeteilt und verbrachte die meiste Zeit bei der anderen Frau und Familie.

Ein tiefer Schmerz bohrte sich in meine Magengrube. Um uns kümmerte er sich fast gar nicht! Warum hatte er sich für die andere Familie entschieden? Warum nicht für uns, für mich? Ich war tief verunsichert und verwirrt. Meine Mutter hingegen schien sich arrangiert zu haben. In der Zwischenzeit gab es einen anderen Mann in ihrem Leben, mit dem wir immer mal ans Meer fuhren. Dass mein Vater davon nichts wissen durfte, hatte sie mir deutlich eingeschärft.

Aber nun würde sich ja alles ändern! Ich war ganz aufgeregt. Wir würden den Libanon verlassen! Zum einen erwartete mein Vater uns in Deutschland, er wollte, dass wir nachkamen. Und zum anderen würde ich fliegen! Mit einem echten Flugzeug, wie ich sie so oft über Beirut in die

Lüfte steigen sah. Es klang nach einem großartigen Abenteuer, obwohl Deutschland ein völlig fremdes Land war. Doch ich freute mich – schließlich war meine Mutter dabei, das war das Wichtigste. Und wir würden meinen Vater wieder treffen.

Dass ich alles hinter mir lassen würde, vermutlich für immer, begriff ich natürlich noch nicht. Aber wirklich verwurzelt war ich im Libanon ohnehin nicht. Zu oft waren wir umgezogen, so wenig zu Hause fühlte ich mich hier, dass es mir nicht schwerfiel, nur nach vorn zu blicken auf das, was uns erwartete. Dazu besaß meine Mutter die Gabe, Dinge in den schillerndsten Farben zu schildern, weniger Glänzendes schönzureden und meine Vorfreude zu verstärken.

Plötzlich ging alles ganz schnell. Wir verabschiedeten uns von den Verwandten und fuhren nach Beirut, wo wir die Nacht vor dem Abflug bei meiner Tante verbrachten. Am nächsten Morgen wurde ich hübsch herausgeputzt – meine Mutter hatte mir ein süßes rosarotes Röckchen für die Reise gekauft – und wir fuhren mit dem Taxi zum Flughafen. Als ich die großen Flugzeuge auf dem Rollfeld sah, wurde ich ganz kribbelig. Zum ersten Mal würde ich fliegen! In so einem riesigen Silbergvogel über den Wolken schweben!

Als wir kurze Zeit später dann tatsächlich abhoben, Beirut unter uns immer kleiner wurde und schließlich verschwand, klopfte mein Herz bis zum Hals. Ich befand mich mittendrin in einem unglaublichen Abenteuer und freute mich riesig darauf, in wenigen Stunden bei meinem Vater zu sein.

Fremdes Berlin

Als die Maschine über Ostberlin zu sinken begann, war es draußen schon dunkel. Es war Juni 1978, als wir in Deutschland ankamen. In meiner Vorstellung war ich fest davon ausgegangen, dass mein Vater uns am Flughafen abholen würde, doch stattdessen landeten wir mit vielen anderen Menschen in einem Bus, der uns zu einem hohen Gebäude in dieser riesigen Stadt brachte. Dort stiegen wir eine große, breite Treppe hinauf und ich fand mich verwirrt inmitten vieler ausländischer, fremder Menschen. Alle waren unglaublich hektisch und laut, die Lichter viel zu hell. Wo war ich hier? Wo war mein Vater, der auf uns wartete?

Panisch blickte ich mich nach meiner Mutter um. Plötzlich packte mich die Angst, sie in all dem Getümmel zu verlieren. Als ich sie erblickte, krallte ich mich an ihrem Rock fest und ließ nicht wieder los. Irgendwie kamen wir in ein Zimmer mit vielen anderen. Ich war am Boden zerstört – wo war mein Vater? Er hätte uns doch abholen und in seine Wohnung bringen sollen! Verzweiflung beschlich mich und ich klammerte mich weiter an meiner Mutter fest, die sich mit vielen anderen anstellte und auf irgendwelche Dokumente für uns wartete. Ich war unendlich müde und mir schwirrte der Kopf. Das hier war mir alles zu viel, alles war so laut und voll.

Wie lange wir hier waren, wo wir die Nacht verbrachten oder wie der erste Tag in Deutschland war, habe ich völlig ausgeblendet und vergessen. Genauso wie jede weitere Erinnerung an dieses Auffanglager für Asylsuchende. Mein Gedächtnis greift wieder, sobald wir in unsere eigene Bleibe umzogen: eine Parterrewohnung mit einem Zimmer in einem

Berliner Altbau mit riesigem Innenhof. Im Raum gab es ein Bett, Herdplatten und ein Waschbecken. Die Toilette befand sich auf dem Flur und wir teilten sie mit anderen – etwas, das in Berlin in unsanierten Wohnungen damals typisch war. Dort lebten wir nun in den Tag hinein, meine Mutter und ich. Mein Vater war noch nicht aufgetaucht, tatsächlich gab es, seit wir hier angekommen waren, von ihm keine Spur.

Nach vielen Tagen hielt ich es drinnen nicht mehr aus. Meine Neugier, zu entdecken, was es außerhalb des Innenhofes gab, war größer als meine Angst. So setzte ich einen Fuß aus dem Hoftor und staunte: Die Straßen waren von hohen Bäumen gesäumt und es gab so viele Autos! Die Häuser waren vier oder fünf Stockwerke hoch und nur, wenn ich den Kopf in den Nacken legte, konnte ich den Himmel sehen.

Mit meinen stürmischen drei Jahren lief ich einfach drauflos und war mir ganz sicher, dass ich den Weg zurück schon finden würde. Doch natürlich dauerte es nicht lange, da wusste ich plötzlich nicht mehr, wo ich war. Alles sah so gleich aus, gleich fremd und unbekannt. Völlig verloren stand ich auf der Verkehrsinsel einer riesigen Straße mitten in Berlin und blickte mich suchend um. Da überfiel mich eine furchtbare Angst, nie mehr zu meiner Mutter zurückzufinden. Verzweifelte Tränen liefen über meine Wangen und ich begann laut zu schluchzen.

Wie durch einen Schleier sah ich, dass ein Mann auf mich zukam. Schnell wischte ich mir die Augen ab und zog die Nase hoch. Ein freundlicher Uniformierter sprach mich an. Unverständliche Worte. Aber ich spürte, dass er mir helfen wollte. Kurz darauf stieg ich in den Polizeiwagen ein und der nette Mann und sein Kollege fuhren zu dem mir bekannten Altbaukomplex mit dem Tor, das zu unserem Innenhof führte. Offenbar war es kein allzu großes Rätsel für sie gewesen, wo ich hingehörte.

Sobald sie mir die Wagentür geöffnet hatten, rannte ich los. Die Polizisten kamen hinterher, um sicherzustellen, dass ich hier wirklich zu

Hause war. Meine Mutter saß am Fenster unserer Erdgeschosswohnung. Ich brach in Tränen aus – ich war so glücklich, sie wiederzusehen, und hatte gleichzeitig solche Angst. Die Tränen schwemmten die ganze Sorge der letzten Stunden aus mir heraus, dass ich Mama nie wiedersehen würde. Und gleichzeitig hatte ich ein schlechtes Gewissen und daher auch Angst vor ihrer Strafe, weil ich einfach so losgezogen und die Aktion gründlich schiefgegangen war.

Die Polizisten hatten sich vergewissert, dass ich wieder in sicherer Händen war, und verabschiedeten sich freundlich. Meine Mutter, die mich recht harsch erzog, übersetzte mir, die Polizisten hätten gesagt, wenn das Kind noch einmal verschwände, nähmen sie es ihr weg. Das saß. Vor nichts fürchtete ich mich mehr, als von meiner Mutter getrennt zu werden. Schließlich war sie, so unstab ihr Leben und ihr Verhalten mir gegenüber oft gewesen waren, der einzige feste Bezugspunkt in meinem Leben.

Die schleichende Zeit des Wartens, der Langeweile, des In-den-Tag-Hineinlebens dauerte an. Deutschland kam mir kalt und dunkel vor. Auch wenn es mir gut ging in dieser Zeit und ich viel auf dem leeren Hof draußen war, vermisste ich die Nachbarskinder im Libanon, meine Schule und die milden Temperaturen. Ich befand mich in einer Erwachsenenwelt, keine anderen Kinder lebten hier, es gab keine Ausflüge ans Meer oder irgendwelche Momente der Freude. Alles schien grau. Der Himmel, die Häuserwände, die Tage.



Es klopfte an unsere Tür. Ich blickte überrascht zu Mama, normalerweise besuchte uns hier niemand. Meine Mutter öffnete. Da stand eine junge, blonde Frau im Türrahmen mit einem gewinnenden Lächeln im Gesicht. Ich mochte sie auf Anhieb. Sie hielt ein Buch in der Hand. Mutter bat sie herein und sie setzten sich zusammen auf das Bett, das auch als Sofa diente. Die

Deutsche begann mit meiner Mutter auf Englisch zu reden. Ich verstand kein Wort. Doch was ich verstand, war die Herzlichkeit dieser Begegnung. Mit Maria war etwas Helles, Warmes in unser dumpfes Zimmer mit dem roten Teppich und der dunklen Tapete eingetreten.

Von nun an kam sie immer häufiger zu Besuch und jedes Mal freute ich mich riesig über ihre Gesellschaft. Wie sie da mit Mama auf dem Bett saß und mit ihr redete, spürte ich, wie gut es meiner Mutter tat. Ich liebte Maria dafür, für ihre Besuche, die Zeit, die sie uns schenkte, wie sie Mama eine Freundin war. Ich selbst verstand von den Gesprächen nichts, doch sie erzählte Mama auch über ihren christlichen Glauben und von Jesus.

Da wir kein Bad in unserer Bleibe hatten, lud Maria uns auch wiederholt zu sich nach Hause ein, um bei ihr zu baden. Ich spürte förmlich ihr gutes Herz und ihre aufrichtige Liebe und Fürsorge für uns.

Nach einer endlos wirkenden Zeit sollten wir nun tatsächlich meinen Vater treffen. Mutter schien das nicht sonderlich wichtig zu sein, in den vergangenen Monaten hatte sie mich immer wieder halbherzig vertröstet. Doch nun würden wir zu ihm fahren und ich sollte einen Tag bei ihm verbringen. Wie sehr freute ich mich darauf und auf diese willkommene Abwechslung zu unserem trostlosen Alltag! Doch inzwischen war ich auch schon ziemlich ernüchtert, ob aus uns überhaupt noch eine heile Familie werden könnte.

Als dann mein Vater aus der Tür des Hauses trat, wo er untergebracht war, erkannte ich ihn erst gar nicht. War das wirklich mein Vater? So lange hatte ich ihn nicht gesehen, er wirkte wie ein Fremder auf mich.

Zurückhaltend ging ich auf ihn zu. Auch meine Mutter und er hatten sich offensichtlich nicht viel zu sagen. Mama schien nichts hier zu halten, sie ging gleich wieder, nachdem sie mich »übergeben« hatte. Dabei hatte ich doch gehofft, dass wir jetzt gemeinsam in eine Wohnung ziehen würden! Mir wurde ganz schwer ums Herz, als ich endgültig begriff, dass wir nicht nach Deutschland gekommen waren, um als Familie zusammenzuleben.